

Mit Nina Damsch

# MANUELSEN KÖNIG IM SCHATTEN

Respekt nur, wem Respekt gebührt

DROEMER\*

**Manuellsen**

Mit Nina Damsch

**KÖNIG IM  
SCHATTEN**

**Respekt nur,  
wem Respekt gebührt**

## Über dieses Buch

Manuellsen, geboren 1979 in Berlin, ist eine lebende Legende des Deutschrap und dessen hartnäckigste und lauteste Stimme gegen Rassismus. Zugleich polarisiert er mit einem Leben voller Widersprüche. 1979 kommt er als Sohn einer ghanaischen Aktivistin in Berlin zur Welt. Nach Abschiebung seiner Mutter wächst er auf im Melting Pot Mülheim. Schnell zeigt sich sein musikalisches Talent und Manuellsen erwirbt einen Ruf als hochtalentierter Hitzkopf im Rap-Game, der vor nichts und niemandem zurückschreckt. Die Auseinandersetzung mit den Größen Berlins und diversen Rockerclubs der Hauptstadt gehört immer noch zu den legendärsten Fehden der Szene. Aber während diese längst vom Thron gestürzt ist, bleibt Manuellsen der wahre König des Deutschrap. Als Label-Chef, Café-Betreiber, Familienvater, aber vor allem: als aktiver Kämpfer gegen Rassismus. Seine Stimme ist jetzt wichtiger denn je.

# Inhaltsübersicht

Motto

Vorbemerkung

Spotify-Playlist

1 Intro

2 Moms

3 Menace to Society

4 Gangland

5 Vom Beginner zum Gewinner

6 Fick deine Story

7 Du & Ich, ein Tödliches Versprechen

8 Gerüchte

9 Bewaffnetes Kadro

10 Hand an den Wolken

11 Hochs und Tiefs

12 Savastano

13 Lüge

14 Immer für mich da

15 Krieg an zwei Fronten

16 Roots

17 Santorini Reflektion

Glossar

*Bruderschaft und Feindschaft ist Krieg an zwei Fronten.*

Dieses Buch schildert meine persönlichen Erfahrungen.  
Diese kann ich nicht darstellen, ohne auch vom Erlebten zu  
erzählen.

Das geht nicht, ohne auch Personen zu beschreiben.  
Um deren Privatsphäre zu schützen, habe ich daher immer  
mal wieder Namen und anderes verändert,  
damit diese nicht erkennbar sind.

Sollten dennoch Ähnlichkeiten zu realen Personen  
bestehen,  
sind diese rein zufällig.



*Die Spotify-Playlist zum Buch:  
»König im Schatten - das Buch«*

# 1

## Intro



**D**ie Sonne glänzt so hell, dass es fast in den Augen wehtut. Ich starre auf den goldenen Streifen, den sie auf dem Lack meines Motorrads wirft. Feuerrot und makellos steht die Maschine im Glanz der Augustsonne. Mitten vor dem Gerichtsgebäude in Gelsenkirchen. Nicht auf dem Parkplatz. Nicht in irgendeiner überteuerten Garage und auch nicht auf dem Parkstreifen ein paar Seitenstraßen entfernt, brav in Reih und Glied hinter irgendwelchen Opels, Hondas oder Benzern. Yani, nein. Mitten auf dem Pflaster vor dem Gerichtsgebäude hab ich sie abgestellt. Von der kleinen Mauer aus, die das Gerichtsgebäude umsäumt und auf der ich es mir gemütlich gemacht habe, hab ich sie perfekt im Blick. Ich checke meine Rolex Yachtmaster, das Metall blitzt roségolden in der Sonne auf. In 15 Minuten geht meine Verhandlung los. Ich nehme einen Zug von meiner Zigarette. Lang und genüsslich. Ja, der Customizer hat seinen Job wirklich gut gemacht. Es



war die richtige Entscheidung, das Motorrad rot zu lackieren.

Ich hab mal gelesen, dass der Farbe Rot ein übergeordneter Stellenwert in unserer Wahrnehmung zukommt. Wer Rot trägt, wird als selbstbewusster wahrgenommen. Bei den Römern und Griechen trugen die Krieger Rot. Rot, das bedeutet Kraft und Stärke. Im Islam und auch im Christentum gilt es als Farbe des Blutes und des Lebens. Aber auch als Farbe der Gewalt, des Leids und der Gefahr. Die Farbe der Märtyrer. Die Glut meiner Zigarette glimmt auf, als mein Anwalt sich leise neben mich auf die Mauer setzt.

»Alles gut, Herr Twellmann?«

Ich lasse den Rauch langsam aus meinen Nasenlöchern steigen. »Alles gut, Herr Muffert. Ficken wir heute Mütter?«

»Bleiben Sie bei unserer Strategie?«

»Aynen.«

Es bringt gar nichts, groß drum herumzureden. Jeder hat das Video gesehen. Ja, ich hab sein Studio gestürmt. Ja, ich hab ihm drei Ohrfeigen geklatscht und der Dicke ist schlafen gegangen. In der Sache geht's mir um Stolz - und nicht darum, dass ich irgendeine Dummheit gemacht habe, vor der ich mich zu drücken versuche. Der Typ hat meine Frau beleidigt und hat dafür was vor den Kopf gekriegt. Und zwar nicht irgendein Typ, sondern der Typ, den ich wiederbelebt hatte: Animus.

Animus' Rapkarriere war tot, als er damals zu mir kam. Die gesamte Deutschrapszene hat ihn gemobbt wie ein fettes Schulkind mit Brille und Tigerentenpflaster. Alle haben ihn rumgeschubst. Er hat in Essen Schläge bekommen. Tot. Lachnummer. Man musste schon Mund-zu-Mund-Beatmung machen. Alle haben auf den geschissen. Und zu wem kam er damals und bat um Hilfe? Zu mir. Ich habe ihm geholfen. Aber wofür das Ganze? Für nichts! Dafür, dass er über meine Ehefrau im Internet herzieht und hinter meinem Rücken darüber lästert, wie sie auf Instagrambildern posiert. Dafür, dass er sie als Schlampe bezeichnet, weil sie selbstbewusst ist und sich kleidet, wie sie möchte. Animus: Der Typ macht einen auf Islam und kann vermutlich nicht mal die Al-Fātiḥa aufsagen. Tsss. Dass er nur ein paar Ohrfeigen kassiert hat, ist eigentlich ein Wunder, ein Zeichen meiner Güte. Denn Charakter offenbart sich im Streit. Also lak ja, das war ich, und zwar mit Stolz. Das werde ich auch heute hier aussagen. ICH WAR'S!

»Wir hören erst mal an, was die Staatsanwaltschaft anklagt«, sagt mein Anwalt, nimmt seine Aktentasche von der Mauer und richtet sein Jackett. »Wenn das wie besprochen abläuft, nehmen wir das an und gehen nach Hause. Wie besprochen, Herr Twellmann. Herr Twellmann? Hören Sie eigentlich zu?« Während Muffert so redet, wandert mein Blick vorbei an ihm, vorbei an meiner Harley Davidson Road Glide Special Bagger in ihrem roten Hochzeitskleid und heftet sich auf eine Gruppe Männer.

Fünf stämmige Kerle mit Corona-Masken kommen um die Ecke des grauen, kalten Klotzes, in dem angeblich Recht gesprochen wird. Einer davon mit einem solch runden Schädel, dass ich ihn sofort erkenne. Animus.

»Okay«, denk ich mir. »Er kommt mit vier Männern. Ich bin allein.« Klar, das hier ist vor Gericht und nicht auf der Straße, aber ich bin vorsichtig in solchen Situationen. »Die wollen ein linkes Ding abziehen, Herr Muffert«, raune ich mit ruhiger Stimme meinem Anwalt zu und ziehe noch mal an meiner Zigarette. Muffert dreht sich zu Animus und den Männern um. »Vielleicht nicht unbedingt jetzt«, antworte ich auf seinen fragenden Blick, »aber vielleicht nachher, wenn wir aus dem Gericht kommen. Ich muss jemanden anrufen.« »Herr Twellmann ...«, setzt er an, aber mein iPhone ist bereits gezückt. Das iPhone, mit dem ich die Welt erobern kann. Meine Versichertenkarte. Mein Rücken. »Sollen wir warten, bis Ihre Freunde kommen?«, fragt der Muffert zögerlich. »Scheiß drauf, yani«, antworte ich. »Gehen wir rein.«

»Guten Tag. Wir haben uns heute hier versammelt, um den Fall Amouei gegen Twellmann zu verhandeln«, beginnt der Staatsanwalt. »Ihnen wird zur Last gelegt, am soundsovielten den Kläger angegriffen und mit Faustschlägen gegen den Kopf, tralali und tralalo ...«, ich kann kaum zuhören. Mein Blick richtet sich nur auf einen Mann. Glatze, unscheinbar, sehr deutsch. Aber mit einer Brille, die zeigt, dass er es zu was gebracht hat. Und einem

Blick, der verrät, dass er mit allen Wassern gewaschen ist. Woher kenne ich den nur?

»Herr Muffert, wer ist der Anwalt von dem Stinker?«, frage ich, doch bevor der Muffert antworten kann, fällt es mir selbst siedend heiß ein: Das ist dieser Staranwalt von Bushido! Extra aus Berlin ins schöne Gelsenkirchen angereist! So, so.

»Herr Twellmann: Wie möchten Sie sich zu der Anklage gegen Sie bekennen?«, unterbricht der Staatsanwalt meine Gedanken. »Ja, ich war's. Schuldig.« Meine Antwort ist so kalt und glatt wie die Mauern dieses Gerichtsgebäudes. »Geben Sie mir meine Strafe, damit ich schnell nach Hause kann. Das Frühstück wird kalt.« Einen musste ich einfach doch noch bringen.

»So schnell geht's nun aber doch nicht«, antwortet die Richterin und blickt mich scharf an. »Möchten Sie Angaben zu Ihren Mittätern machen?«

»Meine Mittäter?«, frage ich die Richterin mit hochgezogenen Augenbrauen. Ich verschränke meine Arme und lehne mich in meinem Stuhl zurück. »Keine Aussage.«

»Herr Twellmann, Sie wissen, dass sich eine Aussage gegen Ihre Mittäter positiv auf Ihr Strafmaß auswirken kann?«, fügt sie hinzu. »Keine Aussage. Ich weiß nichts, hab nichts, bin nichts, keine Aussage.«

»Frau Richterin«, schaltet sich mein Anwalt ein. »Ich erbitte ein Juristengespräch zur Festlegung des Strafmaßes.« Das kommt mir gerade gelegen. Sollen die Jura-Abis das untereinander klären und ich kann einen

genaueren Blick auf diese Jungs werfen. Inzwischen sind nämlich auch meine Männer angekommen. Firat, Orkan, die Ali Khans. Und die wollen zu gern wissen, wer oder was sich da um Animus herum versammelt hat.

»Sho Manuelsen, wie gehts? Was machst du hier, und wallah, wer sind die? Was wollen die?«, begrüßt mich mein Freund Gazi auf dem Gang vor unserem Gerichtssaal, während wir warten, bis die Jura-Füchse ihren Deal fertig haben. Gazi ist Teil der Ali Khans, eine sehr mächtige arabische Großfamilie hier in Gelsenkirchen. »Alles cool, Bruder«, antworte ich. Ich blicke rüber und sehe, dass die Jungs von vorhin ihre Corona-Masken abgenommen haben. Und siehe da: Einen der Jungs kenne ich. Unter Animus' Entourage befindet sich doch tatsächlich einer von uns Ruhrpottern. Einer, der mit uns groß geworden ist. Eigentlich müsste er wissen, unabhängig davon, ob wir uns mögen oder nicht, dass wir Kooperateure, die im Zeugenstand sitzen und aussagen, nicht dulden. Wir arbeiten nicht mit der Polizei und wir unterstützen auch niemanden, der mit der Polizei arbeitet. Trotzdem treffe ich ihn hier. Ich bin geschockt. In diesem Moment erkennt Gazi einen weiteren Jungen aus Gelsenkirchen. »Sho, was machst du hier?!«, fragt er ihn laut. Der Junge ist sichtlich eingeschüchtert.

»Ja, öh, wir sind nur so hier.«

»Was ›öhäh, wir sind nur so hier?‹ Sho was das? Ihr unterstützt einen Typen, der mit der Polizei kooperiert?«

Der Junge weiß nicht mehr, wo oben und unten ist. Bevor er zu einem Erklärungsversuch ansetzen kann, kommt ein etwas Größerer aus der Gruppe zu uns rübergelaufen, den ich bis dato nicht kannte. »Salam Alaikum«, sagt er zu mir, zugegebenermaßen in sehr höflichem Ton.

»Aleikum salam.«

»Manuel, können wir kurz reden?« Wir verziehen uns in eine Ecke.

»Bruder, guck mal, wir haben mit Animus geredet. Der will nicht, dass du heute hier verknackt wirst. Du hast Kinder, eine Frau. Du sollst nicht in den Knast gehen.« Der Junge scheint es aufrichtig zu meinen, gerade zu sein. Ich bin dennoch skeptisch, doch bevor ich ihm antworten kann, geht die Tür auf und Herr Muffert kommt heraus. Die Verhandlung geht weiter. Mit einem guten Gefühl, smooth wie Sahne, betrete ich wieder den Gerichtssaal. Alles scheint nach Plan zu verlaufen. Ich bin geständig und geläutert, Animus sagt »Hallas, ist jetzt auch gut« und der Rest wird außerhalb geklärt. Dachte ich zumindest. Aber wie ich bereits sagte: Charakter offenbart sich im Streit.

»Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert«, fragt die Richterin Animus, als der seinen fetten Arsch in den Sitz des Zeugenstandes gepflanzt hat.

»Möchten Sie Aussagen zum Tathergang machen?«

»Ja, möchte ich«, antwortet er. Das gute Gefühl, mit dem ich den Saal betreten hatte, stockt, flockt – die Sahne war offenbar schlecht. Wieso will Animus denn jetzt eine

Aussage machen, wenn der Typ gerade eben doch noch meinte, er wollte, dass nichts Schlimmeres passiert?

In genau diesem Moment, als meine Hirnwindungen diesen Gedanken fertig ausgespuckt haben und Animus seinen Mund noch nicht aufgemacht hat, um weiterzureden, befinden wir uns an einer moralischen Kreuzung. Die Kreuzung, an der sich Animus dazu hätte entscheiden können, wieder ein Mann zu werden. Ein Mann zu werden und sein Gesicht in der Szene zurückzuerlangen. Hätte er in diesem entscheidenden Moment gesagt: »Es war ein Streit, er hat gestanden, belassen wir es dabei«, wäre ich danach zu ihm gegangen, hätte ihm die Hand gegeben, nach seinen Kontodaten gefragt und ihm sofort Geld überwiesen auf bonne chance. Weil er die Straße geehrt hätte. Ach, lass die Straße beiseite: Er hätte einfach Ehre bewiesen. Einen Männerkodex geehrt. Ein fünfstelliges bonne chance hätte ich ihm dafür geschmissen! Ich bin in Mitleidenschaft gezogen worden, er ist in Mitleidenschaft gezogen worden, aber er hätte mich nicht vor dem Gericht verraten. Das hätte man honorieren müssen, und das hätte ich auch getan.

»Ja, ich will aussagen«, sagt er aber stattdessen und entscheidet sich für seinen Weg an der Kreuzung. Ein Weg, der niemals meiner sein würde. Und dann fing die Show an.

Nicht nur entscheidet sich Animus an der Kreuzung für die falsche Abzweigung in Richtung Verrat, er nimmt sogar die Schnellstraße und Abkürzung in Richtung

Lügenhausen. Mit einem Messer hätte ich ihn geschlagen, behauptete er nun. Wir seien in einer Gruppe gekommen, weil wir gewusst hätten, dass er mich alleine fertiggemacht hätte. Wäre es nicht so ernst, hätte ich herzhaft lachen müssen ob der Show, die der Fettsack da im Zeugenstand veranstaltete. Mir war inzwischen klar, was die vorhatten. Von wegen ›Du sollst nicht verknackt werden!‹! Die versuchen gerade, aus einer Körperverletzung einen versuchten Mord zu spinnen. Unterm Tisch zerre ich so an der schwarzen Robe von meinem Anwalt, dass sein Ellenbogen fast von der Tischkante rutscht. »Herr Muffert, was macht dieser Hundesohn da?!«, frage ich in inzwischen leicht aufgebrachtem Ton. »Bitte bleiben Sie ruhig«, wiederholt der Muffert sein Mantra, aber ich sah in seinen Augen, auch er wollte Mütter ficken.

Als der Hammer knallt, steht mein Urteil fest: Ein Jahr und drei Monate, aber auf drei Jahre Bewährung. Drei Jahre Bewährung. Für drei Ohrfeigen! Aber Hauptsache, kein Knast. In der Revision klären wir das schon noch, dafür ist später noch Zeit. Jetzt stürme ich erst mal aus dem Gerichtsgebäude, mein Kopf am Rattern. Warum ist Animus mit dem Staranwalt aus Berlin aufgetaucht? Warum hat er sich nicht an die Abmachung gehalten? Warum war da ein Junge, der mit uns aufgewachsen ist? Was passiert hier gerade?

Meine Vermutung: Bushido, dessen Ende wir gebracht haben, den wir seit Jahren beleidigt und bedroht haben, der nichts, aber wirklich nichts gegen uns machen konnte -



er muss mit Animus zusammengesessen und angeordnet haben, »Guck mal, ich schick dir meinen Anwalt mit und egal, was ihr da morgen macht, bringt Manuel ins Gefängnis. Wir können ihn auf der Straße nicht ficken, also ficken wir ihn so.« Und deswegen hat sich Animus nicht an die Abmachung gehalten. Ich blicke um mich herum. Außer meiner wunderschönen roten Harley und meinen Jungs ist nichts und niemand zu sehen. Kein Animus, kein Rücken, nicht mal ein Fußabdruck von dem fetten Hundesohn ist im Staub kleben geblieben. Ich zücke mein Handy.

»Unser Friedensabkommen ist hinfällig. Ein Abkommen zwischen Löwen und Hyänen gibt es nicht.« Gesendet an Bushido, zwei Haken lügen nicht.

Ich zünde mir eine Kippe an und inhaliere den ersten Zug, während ich auf meine blutrote Braut blicke. Ich habe jetzt über 20 Jahre Deutschrapp und 15 Jahre Rockerleben hinter mir, ein Drittel davon waren Krieg. Kugeln, Fallen, Anschläge, Beerdigungen. Messer fliegen, Messer kommen, Messer gehen. Ich bin geboren im Krieg. Ich bin gegossen im Krieg. Die wollen Krieg? Gerne. Aber vorher erzähle ich euch, wie es dazu gekommen ist. Wie ich zu dem wurde, der ich bin. Warum ich zu dem werden musste, der ich bin: ein Krieger.



## Moms



Ich weiß nicht, ob ihr an Liebe auf den ersten Blick glaubt. Ich persönlich glaube nicht daran. Zumindest nicht im romantischen Sinne. Aber wenn man meine Adoptivmutter fragen würde, ob sie daran glaube, dann würde sie mit einem breiten, potter »Jo« antworten.

Als sie mich das erste Mal erblickte, war es um sie geschehen. Das erzählt sie zumindest so. Damals war ich 14 Tage alt und meine biologische Mutter gerade aus Berlin-Kreuzberg nach Mülheim an der Ruhr ins Asylheim gezogen. Wenn ich also im Folgenden von meiner Mutter erzähle, meine ich meine Adoptivmutter.



*Mama, endlich zu Hause*

Pott, 1979: Eine Region im Umbruch und doch noch verharrend in einem Märchen, das längst zu Ende erzählt ist, einem Traum, der längst ausgeträumt ist. Und ich mittendrin. Wie eine Figur aus einer ganz anderen Geschichte, die aus Versehen zwischen die Seiten des Buchs gerutscht ist.

Viele sind stolz darauf, aus Kreuzberg zu kommen. Ich nicht. Im Gegenteil. Für mich ist mein Geburtsort ein dunkler Fleck in meiner Geschichte. Jan van der Toorn, mein späterer Mentor, sagte mal, er glaube, das liege daran, weil ich Berlin mit meiner leiblichen Mutter verbinde und dadurch mit dem ersten Gefühl, das ich auf dieser Welt kennenlernte: Ablehnung. Jan ist ein Esoteriker, der denkt immer alles etwas deeper. Ich glaube, ich hasse Berlin einfach nur wegen des ganzen Lärms, der Wichtigtuere und Pseudo-Verrücktheit. Jeder muss sich abheben. Lak was für Chiasamen, gib mir Spaghetti mit Scampi und noch ordentlich Parmesan obendrauf! Nein, nicht veganen, einfach Parmesan. Ein Glück, dass mich meine biologische Mutter nach zwei Wochen da rausgeholt und in den Pott gebracht hat. Das ist das einzige Geschenk, das sie mir je gegeben hat, und es war ein ziemlich gutes. Denn auch wenn es vielleicht nicht Liebe auf den ersten Blick war, ist der Ruhrpott doch meine große Liebe. Der Ruhrpott, und natürlich die Musik.

Auch wenn ich das Herz meiner Adoptivmutter direkt eroberte, ging es für mich in den ersten Monaten meines Lebens auf dieser Welt erst mal hin und her. Als meine

biologische Mutter einige Wochen nach meiner Geburt ins Krankenhaus musste, übernahm mich eine Kindergärtnerin. Das war das erste Mal, dass ich von meiner biologischen Mutter getrennt wurde. Angeblich war sie eine politische Aktivistin, aber so richtig viel weiß ich nicht über ihre Ansichten und Interessen, und auch meine Adoptivmutter konnte mir nie so richtig was darüber erzählen. Ich weiß nur, dass sie immer wieder plötzlich verschwand und mich zurückließ, nur um dann einige Wochen oder Monate später wieder aufzutauchen, als wär nichts gewesen.

Das erste Mal machte sie das, als ich ein paar Wochen alt war. Ich wanderte zu der Kindergärtnerin und von der zu einer Nachbarin. Und dann zu einer zweiten Nachbarin. Danach zu irgendeiner dritten Frau. Ich ging also erst mal durch ein paar Hände, die mich wickelten, in den Schlaf schaukelten und auf meinen Rücken klopfen, nachdem sie mir das Fläschchen gegeben hatten, und mich trösteten, wenn ich weinte. Dann tauchte meine Mutter wieder auf und erledigte ihre mütterlichen Pflichten, bis sie abermals ins Dunkle verschwand, ohne irgendwem richtig mitzuteilen, was sie so trieb. Dieser Zyklus wiederholte sich immer wieder, bis ich schließlich bei meiner Adoptivmutter, der Frau, die ich bis heute meine Mama nenne, bleiben durfte. Für immer. Nur noch das vertraute Paar Hände von einer Person, die von ihrem Beruf als Floristin zwar etwas rau geworden waren, aber dennoch die liebevollsten Hände sind, die ich bis heute kenne. Ich

war etwa ein halbes Jahr alt, als sie mich endlich im Kinderwagen stolz durch Mülheim fahren konnte und wusste, dass ich von nun an ihr Sohn war. For real.



Es war ein heißer Sommertag, damals Anfang der 80er in Mülheim. Meine Mutter hat mir ein kurzes buntes T-Shirt und eine rote Hose angezogen, meine Füße zappeln über meinem Kopf in der Luft wie ein Mobile, das einen im Kinderwagen beschäftigt hält. Zwischen meine kleinen Zehen hindurch strahlt mir die Sonne freundlich ins Gesicht. Wenn ich die Augen zusammenkneife, gluckse ich vor Lachen. Als der Bus vor uns an der Bushaltestelle hält, verschwindet die Sonne hinter dem pfeifenden, ratternden und schnaufenden Berg aus Metall und mein kleines, selbst inszeniertes Lichtspiel endet abrupt.

Fast genauso ächzend und pfeifend wie das Ungetüm auf Reifen beginnt meine Mutter, den Kinderwagen mit mir die Stufe hoch in den Bus zu hieven. »Moment einmal, nee, Sie haben ja wohl nen Vogel!«, unterbricht der Busfahrer die Anstrengungen meiner Mutter. Sie lächelt und tritt zurück. Sicher will er ihr seine Hilfe anbieten. Eine Frau allein mit Baby und schwerem Zeug – ein Hund, wer da nicht hilft!

Der Fahrer beugt sich nach vorne, doch statt sich von seinem Sitzpolster aufzurichten, drückt er den Knopf, der die Tür automatisch mit einem Rums vor der Nase meiner

Mutter zuschnappen lässt. Die weiß gar nicht, wie ihr geschieht, und blickt fragend in Richtung Fahrerkabine. Sie ist so verwirrt, dass ihr nicht einmal Worte über die Lippen gehen. Der Busfahrer antwortet ebenfalls wortlos, dafür aber mit einer Geste: Er wedelt mit der Hand vor seinem rosa Gesicht hin und her, als wenn er den Scheibenwischer seines Busses nachahmen wollte. »Mit nem N\*\*\*\*kind in meinen Bus, so weit kommt's noch!«, hört sie ihn durch das heruntergelassene Fenster schnaufen, ehe der Bus weiterrollt und den Blick auf die Sonne wieder freigibt. Eine Wolke schiebt sich davor. Da stehen wir nun; meine Mutter, ich und der Moment, in dem ihr klar wird, dass ihr Sohn in einen Krieg gezogen wird, noch bevor er sein erstes Wort sprechen kann.

Das Ruhrgebiet ist mit 5,1 Millionen Einwohnern einer der größten Ballungsräume Deutschlands. Wenn du heute durch Duisburg, Essen oder Mönchengladbach läufst, kriegst du das Gefühl, dass 70 Prozent davon Kanaken sind. Der Pott ist ein Schmelztiegel, wie man so schön sagt. Heißt: Leute kommen, um die Scheißarbeit zu erledigen, die die Leute vor Ort nicht alleine gebacken kriegen oder nicht mehr machen wollen, und werden dann dafür beschimpft, wenn sie sich nicht unsichtbar machen oder direkt wieder verschwinden, sobald sie nicht mehr verwertbar sind. Der Pott ist ein Schmelztiegel. War er schon immer. Regionen mit Bergbau und Stahlindustrie sind auf Zuwanderung angewiesen. Kein Wunder also, dass

es im Pott immer Ausländer, Einwanderer und Flüchtlinge gab.

Erst waren es Polen und Ostpreußen, die zum Malochen an die Ruhr kamen, ab den 60ern dann Türken. Die sahen dann immerhin schon mal ein bisschen anders aus als die ganzen Almans hier. Aber Schwarze? Die gab es in den 80ern im Pott nicht. Ich war der einzige meiner Art. Ein verficktes, schwarzes Einhorn in einer Herde voller Haflinger. Und das ließen sie mich und meine Familie auch spüren. Jeden Tag. Die Busfahrer, die uns nicht mitfahren ließen, aber auch die Mensentrauben, die sich um den Kinderwagen bildeten, wenn meine Mutter an einem Schaufenster anhielt, oder die Paare, die sich auf der Straße zuraunten, wie meine Mutter und mein Vater DAS denn zustande gebracht hätten. Ruhrpott in den 80ern war deutsch, deutsch, deutsch. Konservativ as fuck. Und ich? Ich war allein. Bis auf meine Familie.

Auch wenn meine biologische Mutter immer mal wieder versuchte, ihre Mutterrollen doch wieder einzunehmen, wenn ihr Interesse mal wieder für einige Momente geweckt wurde – ich war jetzt ein Twellmann, mit Haut und Haaren. Auch wenn die bei mir anders aussahen als bei meiner Mutter, meinem Vater oder meinen Geschwistern. Und ganz offiziell war ich auch noch kein Twellmann. So richtig adoptiert, mit dem ganzen Papierkram, wurde ich von meiner Familie erst, als ich etwa fünf Jahre alt war. Meine Mutter, die mal wieder aufgekreuzt war, sollte nach Ghana abgeschoben werden und es musste entschieden werden,



ob ich als ihr leibliches Kind mitkommen sollte oder nicht. Und das, obwohl ich sie seit meinem zweiten Lebensjahr eigentlich kaum noch zu Gesicht bekommen hatte.

Selbst die unregelmäßigen Besuche im Asylheim, wo ich jedes Mal weinend von der Hand meiner Adoptivmutter losgerissen werden musste, um an die Hand meiner leiblichen Mutter geschweift zu werden, waren nicht wirklich schön. Deshalb war es mir eigentlich ganz recht, als sie erst mal für einige Jahre verschwand und das Rungereißte aufhörte.

Ich hatte meine Familie. Auch wenn ich ein bisschen anders war als die. Ich verstand das zwar noch nicht, aber dass es so war, konnte ich spüren. An den Blicken, die, egal wohin ich ging, an mir klebten, an den Kindern im Schwimmbad, die mich immerzu anfassen wollten, und dem Getuschel, das mich stets zu verfolgen schien. Einmal fragte ich meine Mutter, warum ich immer angestarrt würde. Statt es mir mit allerlei Worten, die ein Kleinkind nicht versteht, zu erklären, stellte sie sich mit mir vor einen großen Spiegel. »Was erkennst du, wenn du uns beide so nebeneinander ansiehst?«, fragte sie mich freundlich. Ich verstand die Frage nicht. »Na, was ist bei uns beiden unterschiedlich?« Ich verstand immer noch nicht. »Guck mal, Manuel: Die Mama hat weiße Haut und du dunklere«, erklärte sie geduldig und sah meinem Spiegelbild in die Augen. Ich sah es nicht. In meinen Augen waren wir gleich. Ich erinnere mich an diesen Moment nicht, aber meine Mutter erinnert sich dafür umso genauer daran. Ich weiß

nicht, ob ich es damals wirklich nicht sah oder einfach nur nicht sehen wollte. Aber ich leugnete rigoros, anders auszusehen.

Es ging mir einfach nicht in den Kopf, warum ich ständig angeguckt wurde. Überall. Immer. Ich verstand nicht, warum im Kindergarten eine Mutter ihr Kind von mir wegzernte, als sie sah, dass ich mit ihm spielte. Warum sie nicht wollte, dass ihr Sohn mit »so einem Kind wie mir« spielt. Ich verstand nicht, warum mein Opa, Gott hab ihn selig, so anders zu mir war. Warum da zwischen uns immer eine Glasscheibe zu schweben schien, an der ich meine Hand platt drückte, unfähig zu ihm vorzudringen. Als Kind verstand ich vieles nicht. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum ich so wissbegierig geworden bin. Ich muss immer wissen, was um mich herum passiert. Aber ich verstehe es jetzt. Und ich habe meine Konsequenzen daraus gezogen.

Die Welt draußen war kalt. Aber drinnen, bei uns zu Hause, spürte ich eine Wärme, die mehr als nur meine draußen ungeliebte Haut umhüllte, küsste, schützte. Sie drang in mein Herz, in meine Venen, in meine Seele und ist da bis heute.

Unser Zuhause war ein Haus, wo in allen Türen die Schlüssel steckten. Wenn ich zu meiner Oma wollte, dann ging ich einfach rüber und ließ mich selbst rein. Wenn ich zu meiner Tante wollte, musste ich nur ein Stockwerk hochgehen, den schweren Schlüsselbund klappernd umdrehen, und dort erwartete mich dann Essen, eine Umarmung oder auch einfach nur ein lieber Satz.

Etwa zu der Zeit, als ich adoptiert wurde, kam ich in die Grundschule. Ich war das einzige Schwarze Kind an der Schule. Ich sollte es mein Leben lang bleiben, auch später, als ich auf die Gesamtschule kam. Ich weiß nicht, wie die Lehrer heute im Umgang mit migrantischen Kids so drauf sind. Und vor allem im Umgang mit dem Verhalten der anderen Kids gegenüber den Kindern, die ein bisschen anders erscheinen. Heute sieht es ja zum Glück auch anders aus. Wie gesagt: Fast der ganze Pott besteht gefühlt aus Kanaks und es gibt mittlerweile auch viel mehr Schwarze Menschen. Bei mir war das anders. Und meine Lehrer ... Yani, was soll ich sagen: Die haben mein Leben gefickt.

»Manuel, ich muss etwas mit dir besprechen«, hör ich meine Mama aus der Küche rufen. »Was ist denn?«, rufe ich zurück. Keine Antwort. »Mama?« Stille. Ach verdammt noch mal. Mit einem Ruck stehe ich von meinem Bett auf und schlurfe zur Küche.

Ich merke direkt, dass etwas nicht stimmt. Ich kann nicht genau sagen, was es ist. Da liegt keine eindeutig erkennbare Wut in ihrem Gesicht. Auch nicht einfach Sorge oder Kummer. Aber irgendwie zuckt etwas um ihre Mundwinkel, Augen und auf ihrer Stirn, die sonst wie eine Art Leinwand ist, auf der die Falten ein Schattentheater veranstalten, das mir stets verrät, was gerade Phase ist.

Erscheint da die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen, dann weiß ich, dass ich Trouble hab. Schwappen mir die runden, wellenförmigen Fältchen entgegen, weiß ich, dass ich nett zu ihr sein muss. Aber jetzt bleibt die Leinwand irgendwie blank. »Was ist?«, frage ich sie zum dritten Mal.

»Du weißt doch, dass nächste Woche euer Ausflug ins Schullandheim ansteht«, fängt sie mit fester Stimme an zu erzählen.

»Jaaaa?«, frage ich ungeduldig.

»Nun, es ist so: Du kannst nicht mitfahren.«

»Was? Wieso nicht?«, sprudelt es aus mir heraus. Es war das erste Mal, dass ich ins Schullandheim fahren sollte. Wir waren zwar schon öfter mal im Urlaub gewesen, aber mit der Klasse und meinen Freunden, das ist einfach was anderes. Ich hatte mich darauf gefreut.

»Es ist so«, fährt meine Mutter nüchtern fort. »Die Eltern einiger Kinder wollen nicht, dass du mitfährst.«  
Stille.

»Warum?«

»Weil du Schwarz bist.« Stille.

Schwer zu sagen, was gerade in mir vorgeht. Irgendwie ist es wie ein Sturm, aber auch eine eigenartige Ruhe. In meinem Herzen befindet sich gerade das Auge des Tornados, in dem es völlig windstill ist, auch wenn darum herum das Chaos losbricht.

»Woher weißt du das?«, will ich wissen. Irgendwie kann ich die ganze Chose nicht so richtig glauben.

»Die haben eine Unterschriftensammlung gemacht, Manuel«, erklärt mir meine Mutter ganz sachlich. »Die Eltern, die nicht wollen, dass du mitfährst, haben einen Zettel unterschrieben. Und da das so viele waren, dass es die Mehrheit der Klasse ausmacht, ist das jetzt wohl so.«

»Warum?«, frage ich noch mal nach.

»Na ja, das nennt man Demokratie«, erklärt meine Mutter nach kurzem Überlegen. »Die Lehrer meinen, daran muss man sich leider halten. Tut ihnen leid.«

Das wars. Keine Klassenkonferenz, keine Krisensitzung im Lehrerzimmer, keine Diskussion. Und so blieb ich zu Hause, während meine Klasse ins Schullandheim fuhr.



*Sechs Jahre alt und der Größte in der ganzen Klasse.  
Und der einzige Schwarze.*